

Hör mal, wer da kickt

Blindenfußballer brauchen einen rasselnden Ball, drei Rufer am Spielfeldrand und viel Übung. Trotzdem ist kaum vorstellbar, wie sie gegen einen sehenden Torwart treffen können. Am Samstag haben sich die besten von ihnen in München getroffen

VON MARTIN SCHNEIDER

Wolfgang Dremmler steht auf dem Platz und findet den Ball nicht. Seine Füße treten ins Leere, seine Bewegungen sind unsicher. Er war mal Vize-Weltmeister, er gehörte in den 80er Jahren zu den elf besten Fußballern Deutschlands, 23 Länderspiele hat er gemacht und gerade eben hat er die Kugel mit seinen schwarzen Lackschuhen noch sicher jongliert. Eigentlich beherrscht er die Sportart. Nun steht Dremmler ziemlich verloren auf einem Kunstrasenfeld im Regen und bemerkt nicht, dass der Ball direkt neben seinem Fuß liegt. Der Torwart ruft „Nach rechts“, Dremmler bewegt sich zögerlich, stupst den Ball an, schießt, und schiebt ihn links am Tor vorbei. Dann zieht er die Maske von seinen Augen, er blinzelt und sieht, wo er stand und wo er hingeschossen hat. „Das ist sauschwer“, sagt er, schüttelt den Kopf. Neben ihm drischt ein richtiger Blindenfußballer die Kugel in den Winkel.

Wer sich einem anderen nähert, muss „Voy“ rufen. Andernfalls pfeift der Schiedsrichter Foul

Am Samstag fand in München der letzte Spieltag der Blindenfußballbundesliga statt, und auf dem Coubertinplatz neben dem Olympiastadion war Dremmler da nicht der einzige, der sich fragte, wie das funktionieren soll. Wie treffe ich den Ball, wenn ich ihn nicht sehe?

Alican Pektas ist einer der besten Kicker der Liga. Er ist von Geburt an blind, er hat den Ball noch nie gesehen, trotzdem beherrscht er ihn. Er spielt für Blau-Gelb Marburg, und die stehen schon vor dem letzten Spiel als neuer deutscher Meister fest. Aber Pektas muss gegen den MTV Stuttgart noch mindestens ein Tor schießen, um Torschützenkönig zu werden.

Die Mannschaften laufen auf das 20 mal 40 Meter große Feld, an den Längsseiten sind ein Meter hohe Banden. Vier Feldspieler und ein Torwart pro Mannschaft winken zur kleinen Tribüne. Marburg hat Anstoß. Die erste Aktion, Pektas führt den Ball, indem er ihn vom linken Fuß zum rechten passt. Der Ball hier ist kleiner und schwerer als ein normaler Fußball und im

Innern ist eine Rassel. Wenn der Ball sich bewegt, dreht sich die Rassel und Pektas weiß, wo die Kugel ist. Allerdings hören auch die Gegenspieler das Klackern. Ein Stuttgarter Verteidiger läuft auf ihn zu, er ruft „Voy“. Das ist Spanisch und heißt soviel wie „Ich komme“. Jeder Spieler muss das rufen, sobald er sich einem Gegner nähert. Tut er das nicht, pfeift der Schiedsrichter Foul. Pektas zieht nach rechts, der

Stuttgarter Verteidiger läuft ins Leere. Jetzt hört Pektas hinter dem gegnerischen Tor jemanden „Acht, Mitte, Mitte, Mitte“ rufen. Soll heißen, er ist noch acht Meter vom Tor entfernt, und da, wo das Rufen herkommt, ist die Mitte des Tores. Jede Mannschaft hat einen solchen Rufer hinter dem Tor des Gegners stehen, und noch zwei weitere: den Trainer an der Längsseite und den eigenen Torwart, den einzigen

sehenden Spieler im Team. Pektas zieht nach links und dribbelt parallel zum Tor, er schießt, viel schärfer als Wolfgang Dremmler, der Ball geht vorbei. Sein Torwart ruft, und er läuft wieder nach hinten.

So geht das die ganzen 60 Minuten Spielzeit. Blindenfußballer orientieren sich nur mit den Ohren. Auf dem Platz herrscht eine Symphonie aus Ballrasseln, Voy-Rufen und Anweisungen der Rufer, die Guides ge-

nannt werden. Die Spieler haben nur dieses Geräusch-Gemisch, um sich zurechtzufinden: Wo ist der Ball, wo ist der Gegenspieler, wo ist das Tor, wo bin ich? Dass das reicht, um einen sehenden Torwart zu überwinden, ist kaum vorstellbar.

Acht Mannschaften spielen in der ersten Liga, die es erst seit fünf Jahren gibt. Es ist extrem schwer, diese Sportart zu organisieren. Manche Städte wie Berlin und Braunschweig zum Beispiel bilden gemeinsame Teams. Dass es bei diesen Entfernungen schwierig ist, regelmäßig zu trainieren, ist kein Geheimnis. Die Spieletage finden normalerweise immer in einer anderen Stadt statt, damit die Sportart nicht so unbekannt bleibt, wie sie noch ist.

Auch die Zuschauer dürfen mal ran – und stehen nie da, wo sie es eigentlich dachten

Man kann Blindenfußball an diesem Tag auch selbst ausprobieren. Der Ball liegt vor einem, das Tor ist nur knapp acht Meter entfernt. Maske runter, und schon ist alles anders. Jeder Fixpunkt ist weg, nur das Rasseln des Balles ist noch da. Aber woher kommt es? Rechts vom Fuß oder liegt der Ball mittlerweile zwischen den Beinen? Man muss die Kugel immer in Bewegung halten, denn sobald sie aufhört zu rasseln, ist sie weg, unauffindbar. Der Torwart ruft irgendwo von vorne, allerdings ist es schon schwierig genug, den Ball nicht aus den Ohren zu verlieren. Dribbeln geht irgendwie – nur viel langsamer, als Pektas das kann. Wenn man schießt, tritt man ins Nirgendwo und hofft, dass man den Ball trifft. Ist die Maske wieder oben, steht man irgendwo, nur nicht da, wo man es dachte.

Pektas passiert das nicht. Mitte der ersten Halbzeit dribbelt er wieder in den Strafraum. Aber er verliert den Ball, Verwirrung, zwei Stuttgarter versuchen zu klären. Der Ball springt auf, es rasselt, Pektas reagiert sofort, trifft den Ball perfekt, Tor. Auf der Tribüne schüttelt Dremmler den Kopf. 2:2 geht es am Ende aus, Pektas ist Torschützenkönig, seine Mannschaft Meister. Das alles hat am Samstag aber kaum jemand gesehen. Wegen Regen, Kälte und Wieseneröffnung verirrt sich nur wenige Zuschauer in den Olympiapark.



Im Olympiapark ging das Finale der Blindenfußball-Bundesliga über die Bühne – hier Michael Wahl vom PSV Köln. FOTO: BERR